

Die Beichte: Auf der Suche nach dem Ich

Eine Begegnung

Sigrid de Zwart

„Und man wird deshalb zu einer besseren Vorstellung über das «Ich» erkenntnistheoretisch gelangen, wenn man es nicht innerhalb der Leibesorganisation befindlich vorstellt, und die Eindrücke ihm «von außen» geben läßt; sondern wenn man das «Ich» in die Gesetzmäßigkeit der Dinge selbst verlegt...“ Rudolf Steiner, (GA 35, S. 139f)



Der See liegt still wie ein Spiegel im Licht der untergehenden Sonne. Die Wolken oben am Himmel werden unten von der Wasseroberfläche gespiegelt. Der Stein ist trocken und ein wenig rau unter meinen Füßen. Ich weiß, dass das Wasser kalt ist, vielleicht 9 bis 10 Grad Celsius. Ich weiß es, weil ich vor einigen Tagen die Wassertemperatur gemessen habe. Ich weiß auch, dass es gehen wird, in dieses kalte Wasser hineinzutauchen, ohne dass mein Herz stockt oder etwas anderes lebensbedrohliches geschieht. Das weiß ich, weil ich gestern, vorgestern und viele Tage vor vorgestern eigentlich fast jeden Tag seit dem Sommer, hierher gekommen bin und gebadet habe.

Trotzdem ist es immer eine kleine Selbstüberwindung, den Sprung ins Wasser zu wagen. Im Sommer war das Wasser wie Seide oder Samt an der Haut, kühl, aber angenehm. Man konnte über den ganzen See hinüberschwimmen, sich am anderen Ufer an einem Felsen ausruhen, wieder zurückschwimmen, um dann in der Sonne wieder trocken und warm zu werden.

Heute ist das anders. Es braucht schon ein wenig Mut, jetzt noch zu baden. Von Weitschwimmen kann nicht mehr die Rede sein. Das Hineintauchen, die Strecke unter Wasser, bis ich wieder an der Oberfläche auftauche, und zurück ans Ufer schwimmen reichen. Aber es ist wunderbar, vor allem nachher. Ich fühle mich rein und leicht. Befreit von Sorgen und Stress.

Das Wasser ist kalt und wird fast jeden Tag ein wenig kälter. Der Unterschied an den verschiedenen Tagen ist jetzt nicht mehr so deutlich spürbar wie Ende August, wo nach einigen kalten Nächten das Wasser von sommerwarm fast über Nacht viel kälter wurde. Das Abkühlen ging plötzlich erstaunlich schnell.

Als ich eines Tages statt in meinem See im Meer badete, erlebe ich das Wasser da als weniger kalt. Ich wundere mich. Das Wasser in meinem See hatte sich im Frühling schneller aufgewärmt als das Wasser im Meer; und deshalb hatte ich erwartet, dass mein See auch länger warm bleiben würde.

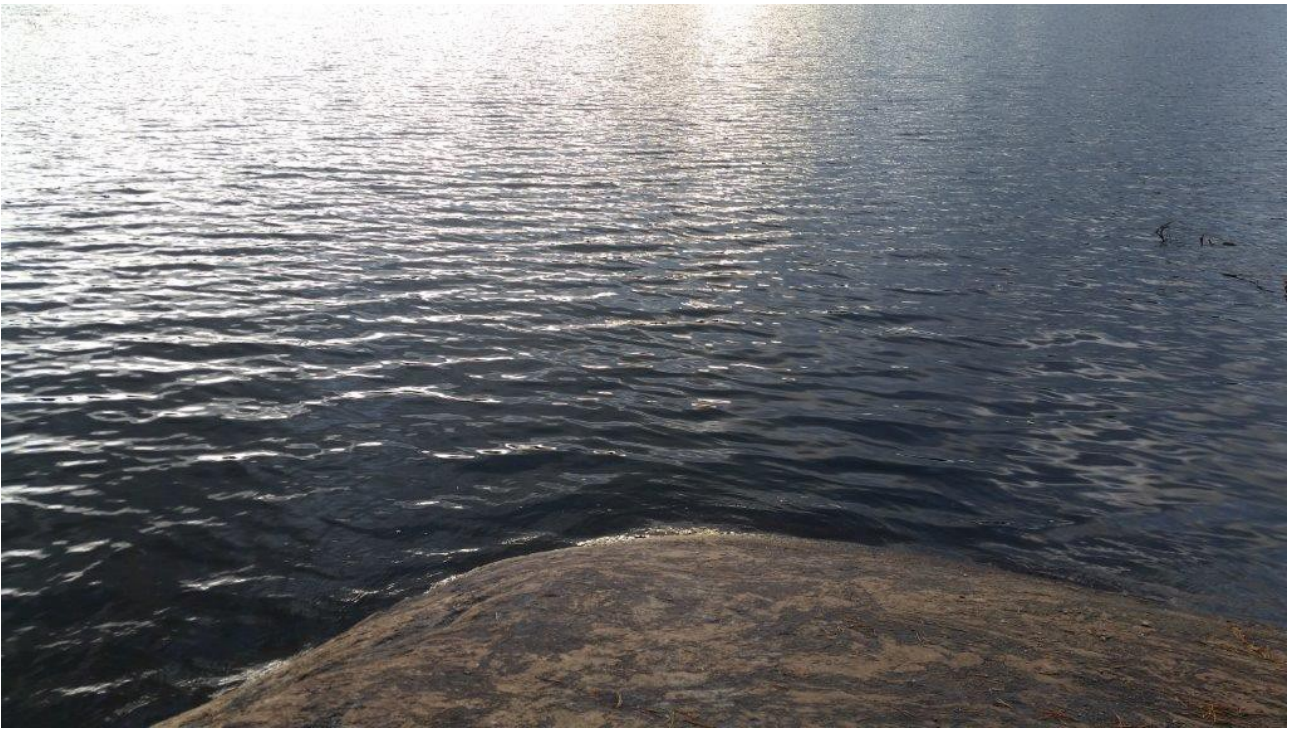
Nun zeigte sich, dass dies nicht stimmte und ich musste mir neue Gedanken machen. Könnte es sein, dass es sich mit dem Wasser im See und im Meer so verhielt wie bei dem Tee in meiner Tasse, der schnell abkühlt, während das Wasser in einem großen Kochtopf auf dem Herd viel länger warm bleibt, allerdings auch sehr viel mehr Zeit braucht zum Warmwerden? Ich fragte mich, ob eine gewisse Trägheit auftritt bei größeren Wassermengen in ihrer Reaktion auf äußere Temperaturveränderungen im Vergleich zu kleineren Wassermengen, die schneller reagieren, sowohl beim Warmwerden wie auch beim Abkühlen?

Die Wassertemperatur in meinem See scheint zusammenzuhängen mit den Temperaturen in den Nächten. Es war ein langer milder Herbst mit viel Regen und kaum einigen Frostnächten. Das Wasser hält, nach der ersten schnellen Abkühlung lange ungefähr die gleiche Temperatur, die Änderungen nach unten in so kleinen Schritten, dass sie von Tag zu Tag kaum spürbar sind. Die Temperatur der Luft kann dagegen von einem Tag zum anderen ganz verschieden sein, oder sich wenigstens so anfühlen. Wenn es weht, macht es einen großen Unterschied, ob der Wind warm ist oder kalt, ob er direkt auf mich bläst oder ob ich vor dem Wind geschützt bin. Und obwohl die Sonne immer tiefer am Himmel steht und nicht mehr viel Wärme gibt, fühlt es sich doch wärmer an, wenn sie scheint als wenn es dunkel und bewölkt ist.

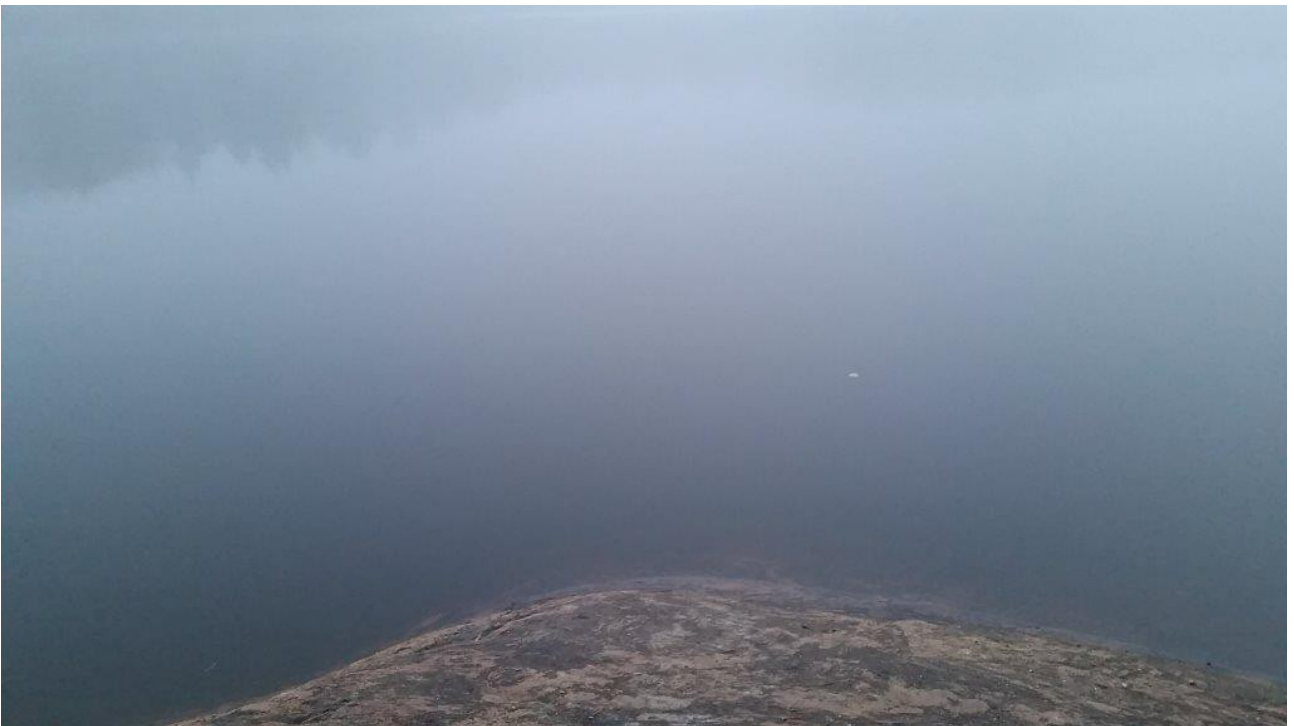
Die Wasseroberfläche ist jeden Tag anders. Abhängig vom Wind, von den Lichtverhältnissen, von der Bewölkung, ob Regen, Nebel oder Sonnenschein, ist die Oberfläche anders: gekräuselt, mit kleineren oder größeren Wellen, mit glatten Stellen im Windschatten, ganz spiegelglatt bei Windstille, mit Dellen bei Regen, unsichtbar im Nebel oder in der Finsternis.



Es regnet, der Stein ist nass und ich muss meine Kleider mit einem Regenschirm schützen. Die Tropfen machen kleine Dellen in der Wasseroberfläche. Merkwürdig, vom nassen Tropfen des Regens ins kalte Wasser zu tauchen. Beides ist Wasser und macht mich nass, aber so verschieden. Das Seewasser ist kälter als der Regen. Es ist wie ein Block von Kälte um mich, überall, unerbittlich. Der Regen berührt meine Haut nur punktchenweise, wie vorsichtig, mit kalten Pieksern.



Ein warmer Wind weht und das Wasser gluckert gegen den Stein. Es ist eine Freude, den Wellen zuzugucken. Sogar am nassen Körper ist der Wind nicht Kalt. Wie anders einige Tage später, wenn der Wind aus einer anderen Richtung weht. Nun ist es richtig kalt im Wind und sogar mit warmen Kleidern unangenehm, lange stillzusitzen.



Im dichten Nebel ist es wie ein Eintauchen in eine andere Welt. Das andere Ufer ist kaum noch zu sehen, nur eine Ahnung von dunklen Formen taucht aus dem Nebel auf. Und es ist still, sehr still. Wie verzaubert.



Jeden Tag sehe ich den gleichen See, die gleichen Felsen, Bäume, Moose. Und jeden Tag ist es anders. Nicht die Moose, Bäume und Felsen sind gleich, aber die Stimmung, der Eindruck, den das Ganze auf mich macht. Und das merkwürdige ist, dass, obwohl ich die Unterschiede mit meinen Augen sehe, ich sie eigentlich mehr höre als sehe. Ich erlausche sie mit meinen Augen, ich erlausche sie mit meinen Ohren, mit meiner Nase, mit meiner Haut. In der Begegnung mit meinem See übe ich mich im Zuhören.

